

(Nachdruck verboten.)

25]

Arbeit.

Roman in drei Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen
übersetzt von Leopold Rosenzweig.

Lucien hatte die einfache und geniale Idee gehabt, das Triebrad eines Kollwägelchens, des wohlbekannten Kinderspielzeugs, auf seinem Schiffe zu befestigen, das aus einem ausgehöhlten Stück Fichtenholz bestand, und es mit dem Schaufelrad, das er daran angebracht hatte, in Verbindung zu bringen. Das Schiffchen lief so gute zehn Meter weit, ehe es wieder aufgezogen werden mußte. Das Unangenehme war nur, daß er es, wenn es abgelaufen war, mit Hilfe einer Stange wieder zurückholen mußte, wobei er jedesmal beinahe ins Wasser fiel.

Starr vor Staunen und Bewunderung waren Paul und seine beiden Gäste am Rande des Teichs stehen geblieben. Louise besonders, deren Augen in ihrem winzigen, launenhaften Gesichtchen leuchteten, war alsbald die Beute einer unbezähmbaren Begierde. Sie streckte die Händchen aus und schrie:

„Mir geben! Mir geben!“

Sie lief zu Lucien hin, der das Schiffchen eben mit der Stange hereingeholt hatte, um es wieder aufzuziehen. Die Unerdorbtheit ihrer Naturen, die gemeinsame Freude an dem Spielzeug machte sie sofort vertraut.

„Das hab' ich selber gemacht, weißt Du?“

„O, laß sehen, gib mir's!“

Aber er wollte nicht, er verteidigte sein Eigentum gegen die zerstörenden Händchen.

„O nein, dieses nicht, es war sehr schwer, es zu machen. Du wirst es zerbrechen, laß los!“

Aber bald gab er nach, denn er fand sie bewundernswürdig; sie war so lustig, so fein und doch so gut.

„Ich mach' Dir auch eins, wenn Du willst.“

Dann setzte er das Schiffchen wieder aufs Wasser und als die Schaufeln sich drehten und das Fahrzeug hinglitt, klatschte sie begeistert in die Hände und rief, ja, sie wolle auch eins. Sie war nun vollständig erobert, setzte sich zu ihm ins Gras und wich ihm nicht von der Seite.

Paul, der älteste von allen, der mit seinen sieben Jahren schon ein kleiner Mann war, fühlte jedoch unklar die Verpflichtung, sich ein wenig zu informieren. Er hatte sein Augenmerk auf Antoinette gerichtet, deren fröhliches, gesundes und hübsches Gesicht ihm Zuversicht einflößte.

„Wie alt bist Du denn?“

„Ich bin vier Jahre alt, aber Vater sagt, daß ich aussehe wie sechs.“

„Wer ist denn Dein Vater?“

„Vater ist Vater, was fragst Du doch dumm!“

„Sie lachte so lustig dabei, daß er sich mit der Antwort zufrieden gab und nicht weiter fragte. Er hatte sich ebenfalls neben sie gesetzt, und sie waren bald die besten Freunde. Er bemerkte nicht, daß sie ein ärmliches und gar nicht seines Wollkleidchen trug, so sehr zog ihn ihre frische, gesunde Art und ihre fröhliche Unbekümmertheit an.

„Und Dein Vater? Gehören ihm alle diese Bäume?“

„O, wie viel Platz hast Du da zum Spielen! Wir sind bei einem Loch in der Hecke durchgetroffen, weißt Du?“

„Du, das ist verboten. Es ist mir auch verboten, hierher zu kommen, weil ich ins Wasser fallen könnte. Und hier ist's so lustig! Es darf niemand wissen, daß wir da sind, sonst werden wir alle bestraft.“

Da ereignete sich ein kleines Drama. Nanet mit den blonden, krausen Haaren hatte sich in Rixe vergafft, deren Kopf noch blonder und krauser war als seiner. Die beiden Kleinen, die zwei Spielzeugen gleichen, gingen ohne weiteres aufeinander zu, als ob ihre Begegnung eine notwendige Sache wäre und sie einander erwarteten hätten. Sie saßen sich an den Händen und stießen sich spielend hin und her, indem sie einander anlachten. Nanet, der den Tapferen spielte, sagte:

„Der mit seinem Schiff, ich brauchte keine Stange, um es zu holen! Ich würde ganz einfach ins Wasser steigen.“

Lise, die ebenfalls eine Freundin ungewöhnlicher Spiele war, nahm den Gedanken mit Begeisterung auf.

„Ja, ja, wir steigen alle ins Wasser! Ziehen wir uns alle die Schuhe aus!“

Aber als sie sich vorbeugte, wäre sie beinahe ins Wasser gefallen. Ihr ganzer Kinderübermut verließ sie im Augenblick, wo sie die Nase an den Schuhen spürte, und sie stieß einen durchdringenden Schrei aus. Nanet jedoch sagte sie mutig mit seinen schon kräftigen kleinen Armen, hob sie auf und trug sie wie eine Trophäe einige Schritte weit, worauf er sie ins Gras niederlegte; der kleine Schreck war augenblicklich vergessen, sie lachte wieder und kugelte gleich darauf mit ihrem neuen Freunde fröhlich durch das Gras. Aber der schrille Schrei, den die Furcht ihr erpreßte, hatte die Dienstmädchen aus ihrer schwachen Vergessenheit aufgestört. Sie eilten herbei und sahen mit Entsetzen die barfüßigen Proletariatkinder, die weiß Gott woher gekommen waren, und die frech genug waren, sich mit den vornehmen, ihrer Gut anvertrauten Kindern zu gesellen und sie zu verführen. Sie sahen so wütend und unheilverkündend aus, wie sie herbeiliefen, daß Lucien eiligst sein Schiffchen ergriff und davonrannte, so schnell ihn seine Beine tragen konnten, gefolgt von Antoinette und Nanet, die instinktiv sein Beispiel nachahmten. Sie liefen bis zur Hecke, warfen sich zu Boden, schlüpfen durch und verschwanden, während die beiden Dienstmädchen die drei Kinder nach der Guedache zurückführten, indem sie ihnen einschärften, ja nichts von dem Geschehenen zu sagen, damit niemand Schelte bekomme.

Lucas lachte still in sich hinein, voll innigen Vergnügens an der hübschen Scene, die er da unter der mütterlichen Sonne, in der freien, wohlwollenden Natur ungesehen beobachtet hatte. Ach, wie schnell verstanden sie sich, die lieben Kleinen, wie leicht lösten sie alle Schwierigkeiten in Unkenntnis der brudermörderischen Kämpfe der Erwachsenen, welche herrlichen Zukunftstraum verkörperten sie in ihrer unverfälschten Menschlichkeit!

Fünf Minuten später war Lucas beim Herrenhause und damit wieder mitten in die abscheuliche, von Egoismus vergiftete Gegenwart versetzt, die zum Schauplatz der erbitterten Kämpfe aller Leidenschaften geworden ist. Es war vier Uhr, und die Gäste nahmen Abschied.

Einige Schritte links von der Freitreppe sah Lucas neuerdings Monsieur Jérôme in seinem Kollwagen. Er war von seiner Spazierfahrt zurückgekehrt und hatte dem Diener ein Zeichen gegeben, an dieser Stelle zu halten, als wollte er hier, in der warmen, schon tiefstehenden Sonne, die Verabschiedung der Gäste mit ansehen. Auf der Treppe warteten Suzanne und alle andern nur noch auf den Hausherrn und Fernande, die noch nicht da waren. Erst nach einigen Minuten kamen sie langsamen Schrittes und ruhig plaudernd heran, sich den Aufsein gebend, als sei dieses lange Alleinsein zu zweien die natürlichste Sache von der Welt. Suzanne forderte keine Erklärung heraus, aber Lucas sah das leichte Zittern ihrer Hände und den bitteren Zug in dem lebenswürdigen Lächeln, das sie als Hausfrau ihren Gästen zeigen mußte. Und, aufs tiefste verletzt, konnte sie sich nicht enthalten, zusammen zu jucken, als Boisgelin sich an den Hauptmann Jollivet wandte und ihm sagte, daß er demnächst bei ihm vorsprechen werde, um mit seinem Rat und unter seiner Mithilfe die Parforcejagd zu veranstalten, die er schon lange geplant habe, ohne bisher ganz entschlossen gewesen zu sein. So war es also entschieden, die Gattin war geschlagen, die Geliebte hatte den Sieg errungen und die Erfüllung ihrer tollen und verschwenderischen Laune durchgesetzt, auf diesem Spaziergange, der einem schamlos vor den Augen aller Welt abgehaltenen Rendezvous gleich. Eine heftige Empörung waltete in Suzanne auf. Warum nahm sie nicht ihr Kind und ging aus dem Hause? Dann beherrschte sie sich mit merkbarer Anstrengung und nahm wieder ihre ruhige Würde an, bewachte die Ehre ihres Namens und ihres Hauses mit der Selbstverleugnung der anständigen Frau, verschloß sich wieder in das heldenhafte duldbende Schweigen, welches sie als Schutzwehr gegen den sie umgebenden Schmutz aufgerichtet hatte. Und Lucas, der alles erriet, fühlte ihre Seelenqual nur noch in dem Bittern der armen, fieberheißen Hand, die sie ihm zum Abschied reichte.

Monsieur Jérôme blickte auf alle diese Vorgänge mit seinen starren, wasserklaren Augen, welche einem die be-

Kommene Frage erwecken, ob hinter ihnen noch Gedanken, noch ein Geist lebte, der begriff und beurteilte? Dann blickte er auf die Abfahrt der Gäste, wie auf ein Defilé aller gesellschaftlichen Machtfaktoren, aller socialen Autoritäten, aller der Herren, die dem Volke als Beispiel dienen. Die Kalesche Châtelards nahm außer Courier und seiner Frau auch den Abbé Marle auf, dem Leonore den Platz an ihrer Seite anbot, während der Unterpräfekt und der Bürgermeister ihnen freundschaftlich gegenüberzogen. Der Hauptmann Jollivet, der ein gemietetes Tilbury lenkte, entführte seine Braut Lucile und deren Vater, den Präsidenten Gaume, dessen Blicke voll Unruhe die wolkigen Turkelaubenbewegungen seiner Tochter verfolgten. Endlich bestiegen die Mazelle den großen Landauer, der sie hergeführt hatte, um darin wie in einem weichen Bett halb ausgestreckt ihre Verdauung zu vollenden. Und Monsieur Jérôme, den alle nach der Sitte des Hauses schweigend grüßten, folgte ihnen mit den Blicken, wie ein Kind vorüberziehenden Schatten nachblickt, ohne daß irgend ein Gefühl die Linien seines kalten Gesichts veränderte.

Es blieben nur noch das Ehepaar Delabeau und Lucas, und der Direktor wollte durchaus Lucas in der Victoria Voisgelins mitnehmen, damit er den Weg nicht zu Fuß machen müsse. Es sei das einfachste Ding von der Welt, ihn zu Hause abzusetzen, da sie ja an der Crêcherie vorbeiführen. Da der Wagen nur noch einen Klappsitz enthielt, so wollte Fernando die Kleine auf den Schoß nehmen, und das Dienstmädchen sollte beim Klapscher sitzen. Delabeau drang mit großer Liebenswürdigkeit in Lucas:

„Wahrhaftig, Monsieur Froment, es ist mir ein Vergnügen, Sie mitzunehmen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

46)

Die bunke Reihe.

Berliner Roman. Von Fritz Mauthner.

XXXVII.

Gegen drei Uhr klingelte es, so schrill, daß Bohrmann zusammenschraf. Er erkannte den Herrn, dem er öffnete, nicht gleich. Es war Direktor Gantinger, der sich sein schwarzes Bärtchen in die Höhe gezwirbelt hatte und recht vertwogen ansah. Er grüßte kurz und ging, ohne eine Aufforderung abzuwarten, ins Wohnzimmer voraus. Bohrmann folgte ihm. Siegfried wandte sich stüchtig um, dann sang er unbedünnt leise weiter. Es war das Lied:

Dem Gott will rechte Gunst erweisen
Den schickl er in die weite Welt.

Gantinger blickte verächtlich in der Stube umher.

Er wisse alles, er wisse immer alles. Der gute Bohrmann habe Schulden. Ja, die Weiber! Gantinger besitze zwar schon den Nevers, durch welchen Bohrmann auf alle Rechte verzichte und ihm, dem jetzigen Direktor, alles überlassen habe. Bohrmann solle sich nicht einbilden, irgend etwas dagegen thun zu können. Er solle sich ferner nicht einbilden, daß das Stück einen Erfolg haben werde. Es sei früher unmöglich gewesen, jetzt sei es eben knapp und zur Not möglich, weiter nichts. Gantinger habe seinen Rechtsanwält gefragt. Er brauche sich um Bohrmann gar nicht zu kümmern. Aber sein gutes Herz dränge ihn zu einem freundschaftlichen Vorschlage. Bohrmann habe Schulden, ein Lehrer dürfe keine Schulden haben. Er wolle ihm auf der Stelle noch einmal 500 Mark auf den Tisch legen. Dafür brauche Bohrmann nur noch die Zeilen da zu unterschreiben, mit denen er den Empfang des Geldes bestätige, für alle Zeiten auf jeden Anspruch irgend welcher Art verzichte. Das habe er zwar schon in Ostende gethan. Aber Gantinger sei ein guter Mensch und wolle Ruhe haben. Ganz einfach. Das hohe Lied Bohrmanns sei nur eine Skizze gewesen. Höchstens eine Skizze! Kaum das. Auch Kassel habe gesagt, als Sachverständiger: höchstens eine Skizze. Die Skizze sei mit circa tausend Mark über und über bezahlt. Ihr Verkäufer werde auf dem Zettel niemals genannt.

„Ich bin ganz offen, lieber Herr Bohrmann. Nach der Aufführung werden Sie doppelt froh sein. Es wird ein Reinfall werden. Aber was für Sie schrecklich wäre, ein Mißerfolg, weil Sie nur ein Lehrer sind, das ist für mich immer noch ein Relief . . . Das verstehen Sie nicht . . . Ich brauche ein Relief . . . Und Sie brauchen das Geld!“

Bohrmann holte tief Atem. So konnte er die Rechnungen

bezahlen, diese beschimpfenden Rechnungen vom Schneider, vom Fleischer, vom Bäcker. Aber wie vor Siegfried, so stand auch vor ihm die unsichtbare Lehrerin und hob warnend die Hand. Und Bohrmann sagte:

„Ich danke Ihnen, Herr Direktor, für die gute Absicht. Aber Ihr Geld kann ich nicht annehmen.“

Gantinger rieb sich die Hände und blickte ihn mit glänzenden Augen wie einen Todfeind an.

„So wollen Sie was von mir erpressen? Oder wollen Sie prozessieren? Nicht einmal Ihr Manuscript habe ich! Oder Sie?“

„Nichts will ich mehr,“ sagte Bohrmann. „Sie haben ganz recht. Ich habe mir damals alle Rechte abkaufen lassen. Das Stück, das Sie aufführen wollen, ist nicht mehr mein Stück. Auf dem Zettel dieses Stücks hat mein Name nichts zu suchen. Sie haben ganz recht! Und geschenkt nehme ich nichts von Ihnen. . . Wenn Ihnen nicht genügt, was ich damals unterschrieb, so will ich noch einmal jedem Ansprüche entzagen.“

„Sie sind ein Gentleman! Liebster, teuerster Bohrmann, Sie sind ein idealer Mensch.“

Bohrmann schrieb, was Gantinger verlangte, und der Direktor ging unter Freundschaftsbeteuerungen eilig fort. Bald werde er wiederkommen und Herrn Bohrmann sein nächstes Stück abkaufen, vielleicht, womöglich. Heute, am Eröffnungstage, habe er sich nur Gewißheit verschaffen wollen. Sonst habe er heute keine Sekunde frei. Aber Bohrmanns nächstes Stück. . .

Schon begleitete sich Gantinger mit lustigem Pfeifen die Treppe herunter. . .

Jetzt mußte Bohrmann also betteln gehen, zu der guten Frau Kieß. Das hatte man ihm geraten. Er wäre sonst vielleicht zu seinem Freunde Müller gegangen, der freilich kaum eine so große Summe besaß. Aber zu Frau Kieß zu gehen war nicht das schlimmste.

Bohrmann klingelte gegenüber. Fräulein Heymond sollte Siegfried zu sich nehmen; er traf nur Frau Spindler an.

„Mit der Bettelprinzessin haben Sie kein Glück,“ rief Frau Spindler. „Die Sorte kenne ich! Ausberschämt sein und am Ende ins Wasser gehen, damit man mit der rückständigen Miete dasitzt. Das nennt sich dann anständig!“

„Ich büрге Ihnen für Fräulein Heymond,“ sagte Bohrmann entriistet.

„Habe ich's nicht immer gesagt, daß Sie ein netter Mann sind, Herr Bohrmann? Und eine städtische Anstellung haben Sie ja auch. Kommen Sie nur 'rin in die gute Stube, und geben Sie mir die Bürgschaft schriftlich. Dann kann der Goldjunge gleich hier bleiben. Er ist bei mir besser aufgehoben, als bei die Heymond.“

Bohrmann gab seine Bürgschaft schriftlich, wie Frau Spindler es verlangte. Oh Gott! Er eine Bürgschaft! Aber seinen Siegfried ließ er nicht bei der bösen, unbedachten Frau. Er faßte ihn an der Hand und machte sich auf den Weg, wie er war. Er wollte bei Frau Kieß betteln gehen, und da war es gut, daß er nicht den kostbaren gelbgrauen Anzug trug.

Unten beim Kaufmann, der ihn herablassend behandelte, entnahm er dem Adressbuch die Wohnung der Frau Kieß. Draußen, vor dem Rosenthaler Thor. In der Stadtgegend also, wo auch Mascha wohnte. Jetzt fiel es ihm ein, Frau Kieß hatte es ihm einmal gesagt; sie wohnte immer noch der Brauerei gegenüber, in den Räumen, in denen sie mit ihrem Seligen glücklich gewesen war.

Als es aber fünf Uhr schlug, stand Bohrmann mit seinem Knaben schon eine ganze Weile vor einem fremden Hause. Er fragte nicht einmal, ob der hier wohnte, der . . . Kaiser Nero. Wertwürdig, er hatte die Adresse gar nicht gehört. Er stand eben vor einem fremden Haus und ruhte aus, auf dem Bettlerwege.

Siegfried langweilte sich nicht. Er fragte nach hundert Dingen, und sein Vater zwang sich zu richtigen Antworten. Wahrhaftig, der Junge hatte bei Fräulein Heymond ganz tapfer lesen gelernt. Wie ein Großer las er die Firmentafeln ab.

Gegenüber hielt ein Viertwagen.

„Da steht Lohse-Vier darauf, Papa. Sind das die, wo Du Dich so geärgert hast?“

Endlich.

Vor dem Gaußthor hielt eine Droschke. Mascha öffnete den Schlag. Als sie den Lehrer erblickte, fuhr sie einen Augenblick zurück. Dann zuckte sie ärgerlich mit dem Kopf,

stieg aus, bezahlte den Kutscher und ging, an Bohrmann vorüber, mit einem frech verlegenen Lächeln freundlich grüßend, ins Haus hinein.

Bohrmann sagte sich im stillen den Namen der römischen Kaiserin.

„Papa, warum drückst Du mir so?“

„Du kommst . . . sagen . . . warum drückst Du mir so die Hand . . . oder warum . . . drückst Du mich so.“

Jetzt war das Erdbeben da. Es wurde dunkel um Bohrmann, die Häuser stürzten ein, Berlin versank.

Aber nein. Garnichts geschah. Das Leben that ihm nur so weh.

„Komm Siegfried! Sei nicht böse, wenn ich Dir nicht antworte. Ich habe einen Kummer gehabt. Sei gut, mein liebes Kind.“

Was ist das: Kummer? Papa?“

XXXVIII.

Ein dickes, rotbackiges, freundliches Dienstmädchen öffnete, und Frau Kiez empfing den Lehrer mit gutem Lächeln.

„Das ist recht, Herr Clausing, daß Sie sich 'mal sehen lassen. Und den Jungen haben Sie gleich mitgebracht. Recht so.“

Sie empfing die Gäste in einem altmodischen behaglichen Zimmer, auf dem Mahagonitisch stand Kaffee und allerlei Gebäck.

„Sie müssen ein Schälchen mittrinken. So 'nen guten Kaffee kriegen Sie nicht leicht wieder in Berlin. Sie haben mir 'mal nach Karlsbad geschickt. Da bin ich nach acht Tagen durchgebrannt. Sie geben einem ja nicht ordentlich satt zu präpeln. Aber zum Kaffee nehmen sie Sahne. Und wissen Sie, Herr Clausing, det's ganze Geheimnis. Rich Karlsbader Mischung und so'n Mumpig.“

Siegfried bekam Kuchen, und Bohrmann mußte eine Tasse trinken. Es that ihm gut. Er war dem Umsinken nahe.

„Nee, nee, wie Sie aber aussehen!“

Er habe mit Frau Kiez in einer schwierigen Angelegenheit allein zu reden.

Frau Kiez nickte dem Lehrer beinahe froh zu.

„Recht so! Ich kann mir schon denken!“

Sie brachte Siegfried selbst zum Dienstmädchen heraus, empfahl ihn gut und sagte, als sie zurückkam:

„Sie wollen was von der Kiezen? Heraus mit der Sprache! Ost thue ich's ungern, aber für Sie recht gern, sehr gern. Sie haben mir von Anfang an gefallen, Herr Clausing.“

Bohrmann nannte verlegen seinen Namen. Er heiße nicht Clausing.

„Ja weiß ja, lieber Herr,“ sagte Frau Kiez gutmütig lachend. „Ich hab's eigentlich immer gewußt. Aber nu habe ich mir mal d'ran gewöhnt, und Se würden mir 'nen rechten Gefallen thun, wenn Sie mir dabei ließen. Lernen is schon schwer, aber umlernen kann ich gar nich mehr in meinem Alter. Sagen Sie lieber gleich, wie viel Sie wollen. Ich weiß ja! Kalenter kommen immer in Verlegenheit.“

Mit gesenkten Blicken erwiderte Bohrmann, ihn führe ihre bekannte Großmut . . . es handle sich um eine fürchterliche Sache, um eine Ehrenfrage . . . Frau Kiez zog die Augenbrauen hoch.

„Na ja, na ja! Das ist nicht hübsch, daß Sie das auch sagen! Ist ja nich nötig! Wie velle denn?“

„Ich habe, nicht allein durch meine eigne Schuld . . . zunächst Schulden . . . abscheuliche Schulden . . . im Betrage von beinahe 600 Mark . . .“

„Recht so, recht so,“ murmelte Frau Kiez und schien seelenvergnügt.

„Das sind gewöhnliche Schulden. Dann brauche ich aber noch um Lebens und Sterbens willen sofort 1800 Mark, um . . .“

„Wofür halten Sie mich?“ schrie Frau Kiez und ihr Gesicht wurde dunkelrot. „Halten Sie mich für dumm? Oder wollen Sie mich dumm machen? Wo soll ich das Geld hernehmen? Da glaubt jeder hergelaufene Schuldennmacher, er braucht nur an den alten, dicken Geldsack zu klopfen! Habe ich mein Geld gestohlen?“

Schwankend vor Scham und Hilflosigkeit stand Bohrmann auf und suchte nach seinem Hut.

„Werden Sie wohl sitzen bleiben, Herr Clausing! Gebildet bin ich nicht! Zanken werde ich doch noch dürfen! Warum sind Sie so dumm? Warum erkundigen Sie sich nicht

vorher? Alle haben sich vorher erkundigt. Und mehr als zweihundert Thaler auf einmal gebe ich nicht! Mein seliger Mann, der mehr Grüte hatte, als der Lose und seine Frau dazu, der hat mir auf dem Sterbebette noch gesagt . . . Trude, hat er gesagt, Du wirst es dazu haben. Ein paar hundert Thaler für 'nen armen Teufel wirst Du allemal übrig haben. Allemaal, hat er gesagt. Es war ein goldenes Herz, sage ich Ihnen, nicht wie der Lose und die. Allemaal, hat er gesagt, und ein paar hundert Thaler sind zweihundert Thaler, wo sie jetzt 600 Mark zu sagen. Und mehr habe ich nicht übrig. Aber zweihundert Thaler allemal.“

(Fortsetzung folgt.)

kleines Feuilleton.

— Von der Appenzeller Landsgemeinde. Auf den letzten Sonntag im April hat das Volk der beiden Appenzeller Halbantonen seinen Gefekungstag gelegt. Für Jüner-Rhodon in der Kirche zu Appenzell, für Außer-Rhodon abwechselnd in den Dörfern Hundwil und Trogen sammelt sich die aus allen Schweizerbürgern dieser Distrikte bestehende „Landsgemeinde“ — ein Volk in Waffen, denn die Verfassung macht jedem das Erscheinen mit Seitengewehr zur Pflicht —, um die oberen Behörden zu wählen und über die vom Kantonsrat (dem Kleinparlament) ausgearbeiteten Gesetzentwürfe abzustimmen. Außer-Rhodon, dessen Großparlament unter freiem Himmel tagt, also keine Beschränkung des Raums für den Zuhörer kennt, wird deshalb besonders gern von allen denen aufgesucht, die für diese eigenartige Erinnerung an das alte germanische „Ding“ und seine Bedeutung Verständnis haben, und so pilgerte ich am 28. April nach dem bei Herisau gelegenen Dörfchen Hundwil, dem diesmaligen Brennpunkt der außer-rhodischen Politik.

Mußte schon der Weg durch die sonnenbeglänzte Frühlings-Landschaft, in deren wechselländiger Wilder der nahe Säntis die Alpen majestätisch zauberte, das Herz den Eindrücken der Stunde weit öffnen, so bot vollends die lebendige Staffage dieser gewaltigen Scenerie überreiche Ausbeute für den Beobachter. „Es war, als ob die Menschheit auf der Wand'ring wäre,“ die von Appenzell a. Rh. nämlich, und wäre wie einst der Herkum aufgeboden, so dicht besetzt zeigten sich die nach Hundwil führenden Straßen mit bewehrten Männern jeden Alters und Berufs; ähnlich, nur bunter in den Trachten, mag es in anderen Gegenden wohl vor Sempach oder Grandson angesehen haben. Diesmal galt das Gewissen einer friedlichen Bürgerpflicht, für deren Ausübung es als einziges Kennzeichen dient, mag's nun der zierliche Galanteriedegen von Urghovaters Zeiten her oder das viel demokratischere aussehende Bajonett der Miltiz-Infanterie sein, an dessen großer Zahl man zugleich die Wirkung der heutigen Wehrpflicht erkennt. Das wirkliche Schwert kam in den zwei prächtigen Exemplaren zu Ehren, die in Hundwil auf dem Podium für den Regierungsrat aufgestellt waren: mächtige Zweihänder für ein Riesengeschlecht, mit kunstvollem Rantenswert aus Schmiedearbeit am Griff, einer Umbraser Sammlung zur Fierde gereichend, wenn sie überhaupt feil wären.

Der amphitheatralisch aufsteigende weite Platz vor dem Podium, auf den die einfach-romantische Kirche und das Rathaus herabschauen, fällt sich rasch; der Umzug einer von zwei Helleborden geführt und wie diese in das hübsche geschlichte Wams des 14. Jahrhunderts gekleideten kleinen Kapelle von Pfeifern und Trommlern, die sich unter dem Abspielen einer wenige Accorde umfassenden alten Melodie feierlich um den Platz bewegen, deutet auf baldigen Beginn der Versammlung. Die etwa 11 000 Köpfe zählende Landsgemeinde, der alle über 18 Jahre alten Schweizerbürger angehören, hat sich mit einer Raschheit, die die Bewunderung großstädtischer Polizeiorgane erregen müßte — kaum, daß es eines Eingreifens der wenigen zum Dienst befohlenen Soldaten bedurfte — auf dem Platz geordnet, und kurz vor 11 Uhr, der angefahrenen Stunde, ertönt, vom Podium her unter Musikbegleitung dirigiert, der Landsgemeinde-Sang. Die vier Strophen des Liedes sind verflungen, vom Rathaus her erscheint unter dem Geleit der Musik in feierlichem Zuge der Regierungsrat, an der Spitze der seitherige Landammann, eine prächtige Attinghausen-Gestalt, in Zweispitz und schwarzem Mantel; der Landweibel befehligt den Zug. Was nun folgt, ist die denkwürdige Parlamentsszene und zugleich der machtvollste Ausdruck von Volkssouveränität: die Menge, die beim Sichtbarwerden des Regierungsrats auf dem Podium ebenso wie dieser das Haupt entblößt hat, hört in achtungsvollem Schweigen das „Seid willkommen!“ und den Bericht des Landammanns über das verflossene Jahr an, um hierauf zu den eigentlichen Geschäften zu schreiten. Deren Erledigung setzt bei dem Leiter der Versammlung wie bei dem Landweibel einen beneidenswerten Stimmaufwand voraus: 11 000 Menschen unter freiem Himmel sich verständlich zu machen, das erinnert an die Leistungen Stentors, von denen Homer erzählt. In Hundwil wurde es thatächlich geleistet. Nachdem der Landammann den Gegenstand der Verhandlung bezeichnet hatte, wendet sich der Weibel an die Versammelten mit der Frage: „Herr Landammann! Herren Regierungsräte! (Und nun

mit mächtigem Crescendo des Organs): Getreue, liebe Schweizerbürger und Bundesgenossen! Dem's wohlgefallt, daß . . . der erhebe seine Hand." Daß bei diesen Massenabstimmungen, denen allerdings stets die Gegenprobe folgt, Zweifel über das Ergebnis äußerst selten sind, kennzeichnet die Geübtheit der Versammlung. So entfiel das Handaufheben der Landsgemeinde in einer knappen halben Stunde über die Zusammenfassung der Regierung für das kommende Jahr (wobei die Nennung durch die kostümierte Kapelle mitten aus dem Volke heraus abgeholt und zum Podium geleitet werden), über den neuen Landammann, über die fernere Mitgliedschaft des kantonalen Obergerichts, über die Revision der Kantonsverfassung. Gegen die Entscheidung des Volks giebt es keine Berufung als an das Volk selbst, die übertragenen Ehrenämter müssen, von besonderen Ausnahmefällen abgesehen, angenommen werden; der nach dem Ablauf der vorgeschriebenen Zeit Zurücktretende hat auf keine andre Anerkennung als auf diejenige seines Gewissens Anspruch. —

(E.—r. in der „Zsf. Ztg.“)

Theater.

Residenz-Theater. Der dumme Hans von E. von Kehlerling. — Mittagsvorstellungen sind an sich eine sehr schöne Sache. Mit den Vereinsvorstellungen zusammen bilden sie ein notwendiges Gegengewicht gegen den geschäftlichen Materialismus der Direktoren. Darum muß man sie principiell in Schutz nehmen, auch wenn sie hier und da Rieten bringen. Nur muß man freilich verlangen, daß die Leitung Kritik und Publikum nicht vernachlässigt, wenn ein negatives Ergebnis mit tödlicher Sicherheit vorausgesetzt werden kann. Mindestens die Möglichkeit eines künstlerischen Erfolgs muß vorhanden sein, wenn derartige Vorstellungen einen Sinn haben sollen. Bei der letzten Matinee des Residenz-Theaters aber habe ich eine solche Möglichkeit mit dem besten Willen nicht entdecken können. Augenscheinlich wollte die Bühne um jeden Preis eine literarische Vorstellung bieten, damit in den Zeitungen auch einmal literarisch von ihr die Rede sei. In dieser Notlage nahm sie, was eben zu kriegen war und beging so ein Unrecht am Autor, an den Darstellern, am Publikum und an uns.

Kehlerling wurde als Theaterdichter zunächst durch sein „Frühlingsopfer“ bekannt, das in einer Matinee der „Freien Bühne“ mit schönem Erfolg aufgeführt wurde. Man sah freilich, daß man es wohl mit einem Dichter, nicht aber eigentlich mit einem Dramatiker zu thun hatte. Die Poesie, die in der Dichtung lebte und webte, ließ das aber vergessen und stimmte den Kritiker hoffnungsvoll. Es klang eine weiche, verhaltene sehnsüchtige Lyrik hindurch, von der man sich gern gefangen nehmen ließ.

Kehlerlings neues Stück ist leider mißlungen. Es scheinen wieder lyrische Werte gewesen zu sein, die ihn gereizt haben. Er hat sie indessen nicht zu heben vermocht. Was ihm vorgeschwebt hat, mag interessant genug gewesen sein: Er hat aber daher nicht den festen, energischen Ausdruck finden können, den die Bühne nun einmal verlangt. Ein Dichter, aber kein Dramatiker. Die Formel klingt diesmal um vieles hoffnungsloser.

Was hat nun eigentlich Kehlerling vorgeschwebt? Da seine künstlerischen Ausdrucksmittel ihn verlassen, ist man bis zu einem gewissen Grad auf Vermutungen angewiesen. Es ist wohl eine Art von Waldesstraum gewesen, mit all der Freiheit im Wechsel von Raum und Zeit, die man Traumbildungen zugestehen muß. Der „dumme Hans“ ist ein kleiner Hirtenjunge, der den Wald schwärmerisch liebt. Der gnädige Herr aber — wir sind nun plötzlich im 18. Jahrhundert — will den Wald abholzen lassen und die Waldbändler vertreiben. Die Waldbändler aber verschwören sich und ein entlassener Angestellter des Schlosses erschießt den gnädigen Herrn auf der Jagd. Der „dumme Hans“ nimmt nun die Schuld für den Mord auf sich, weil er sich sagt, daß einer sterben muß, damit der Wald gerettet wird. In seinen letzten Stunden — der Gefangenwärter trägt plötzlich wieder moderne Uniform — spielt eine Kinderliebschaft mit dem kleinen wilden Schlossfräulein wehmütig hinein. Im „dummen Hans“ wollte Kehlerling vermutlich die Gestalt eines kindlichen Träumers geben, der die Herzen rührt, indem er einem harten, tragischen Geschick verfällt. Gelungen ist es ihm keineswegs. Es fehlte die Kraft, den ganzen Traum auf der Bühne lebendig zu machen.

Die Aufführung war im allgemeinen mäßig. Jenes Gefühl der Unsicherheit, das halb fertige Vorstellungen mit sich bringen, machte sich in unangenehmer Weise geltend. Frau Eysoldt, die wohl in dankbarer Erinnerung an ihren schönen Erfolg im „Frühlingsopfer“ eine undankbare Rolle übernommen hatte, und Herr Vöttcher, der den „dummen Hans“ spielte, schienen mir am gewissenhaftesten bei der Sache zu sein. — E. S.

Figaros Hochzeit. Zu unsrer Kritik der entzückenden französischen Komödie teilt uns Herr Willy Grünwald mit, daß er die große Rolle des Figaro in ganz kurzer Zeit hat übernehmen müssen. Unter diesen Umständen kam ihm aus seiner Unsicherheit natürlich kein Vorwurf gemacht werden. Wir freuen uns, daß die fatale Erscheinung nicht dem mangelnden Ernst des Schauspielers, sondern der Ungunst widriger Umstände zuschreiben ist. Die Vorstellungen der „Freien Volksbühne“ im Lessing-Theater haben einen sehr erfreulichen Aufschwung genommen. Weil wir diesen Aufschwung nicht gefährden möchten, haben wir uns zu scharfem Protest veranlaßt. — E. S.

Aus dem Tierleben.

— Aus dem Leben der Spinnen. Dr. Reh schreibt in der „Umschau“: Obwohl Spinnen zu den biologisch interessantesten Tieren gehören, ist ihre Lebensweise in vieler Beziehung noch recht unbekannt. Nicht wertvoll erscheinen daher die Beobachtungen, die P. Westberg über das Leben der Spinnen, namentlich der Kreuzspinne angestellt hat. Wenn sie ein Netz spinnen, ihren Ort verlassen usw. will, handelt es sich für sie zuerst darum, zwei entferntere Punkte zu verbinden. Zu diesem Zwecke klettert die Spinne auf einen erhöhten Punkt und „schießt“ von hier aus bei bewegter Luft ein Fadenbüschel von ca. 15 Centimetern Länge in die Luft, d. h. sie preßt es durch starken Muskeldruck aus ihren Spinnwarzen heraus, verlängert es dann allmählich und wartet, bis ein Faden irgendwo haftet, also eine Fadenbrücke hergestellt ist. Will sie nun ein Netz anfertigen, so stellt sie zuerst die Mitte und die Peripherie her, dann die Radien, zuletzt erst die Spiralen, zuerst von innen nach außen, dann von außen nach innen; der Stützteil des Nestes besteht aus trockenen Fäden, dazwischen spinnst die Spinne Klebrige, die sogenannten Fangfäden, so daß das Netz also einen recht vervidelten Bau erhält. — Eigentümlich ist auch die Verarbeitung der weiß aus Fliegen und anderen Insekten bestehenden Beute. Diese wird nämlich nicht verzehrt und im Darmkanal verdaut, sondern außerhalb mit einem stark peptonisierenden Speichel, der gelochtes Eiweiß sehr, rohes Kalbfleisch weniger und Rindfleisch recht wenig angreift, übergossen und in Lösung gebracht, die von der Spinne aufgesaugt wird, so daß nur die milchigen Ehitenteile übrig bleiben. Es findet hier also eine Verdauung außerhalb des Körpers statt. Dieser Speichel bildet eine wasserhelle, neutral reagierende, giftige Flüssigkeit, die aus den Niefeklanen in die Wunden dringt. —

Humoristisches.

— Die junge Frau. . . . Nur, wie gefäll's dem Ihrem Gatten in der Ehe?
„. . . Ach, der altmodische Mensch fühlt sich glücklich!“ —
— Doppelsinnig. Herr Wampert kommt spät nachts angeheitert nach Hause; seine Ehegatte, höchst erzürnt, erwartet ihn, bewaffnet mit Waschlug und Stiefelzieher.
Wampert: „Karo . . . Karo . . . Karolinen, Du schaust — mich — heute — so vorwurfsvoll an!“ —
— Ein klassischer Lehrling. Fritz (der Krügel bekommt): „Meister, lassen Sie ab! In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister!“ —

Notizen.

— Das Residenz-Theater wird vom Beginn der Wintersaison ab an jedem Freitagabend eine literarische Aufführung veranstalten. —
— Die Secessionsbühne wird im Juni im Theater des Westens gastieren. —
— Die Vorstellungen der Deutschen Genossenschaftsbühne im Thalia-Theater finden vom 28. Mai bis zum 6. Juni statt. —
— Maria Reichenhofer ist vom 1. September ab auf drei Jahre für das Residenz-Theater engagiert worden. —
— D'Annunzios Drama „Giacinta“ erzielte bei der Erstaufführung im Stuttgarter Wilhelma-Theater nur eine matte Wirkung. —
— Ein russisches Theater ist in Samarland (Central-Asien) begründet worden. Die erste Vorstellung im Palast von Tamerlan, der gegen 5000 Personen bewohnten, brachte ausgewählte Stücke von Tolstoj u. a., auch die Hauptscenen aus der „Macht der Finsternis“. —
— Der Finnländer Männer-Gesangverein „Luomen Laulu“ aus Helsingfors veranstaltet am 6. Juni in der Philharmonie ein Konzert. —
— In dem Wettbewerb für Plafondmalereien, der vom Verlag der „Mappe“ (München, Georg V. B. Callwey) ausgeschrieben war, erhielten Preise: Eißler u. Müller in Berlin (300 M.), Joseph Lichtenberg in München (250 M.), Eißler u. Müller in Berlin (200 M.), Friedrich Adler in München (150 M.) und Heinrich Heinemann in Hamburg (100 M.). —
— Ein Denkmal für Huxley, den nach Darwin größten englischen Naturforscher des 19. Jahrhunderts, soll in seiner Geburtsstadt Galing errichtet werden. —
— Der französische Aeronaut de la Vauz beabsichtigt im Juni das mittelländische Meer mit einem Ballon zu überfliegen, der 3000 Kubikmeter Wasserstoff fassen und mit zahlreichen wissenschaftlichen Instrumenten sowie mit Proviant für drei Wochen versehen sein wird. —
— Zur Erlangung eines Geschwindigkeitsmessers für elektrische Motorwagen schreibt die Große Berliner Straßenbahn Preise von 3000 M. und 1500 M. aus. Die Entwürfe und Konstruktionen sind bis zum 1. September einzuliefern. —